Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 9. Posen, den 28. Februar. 1892.

Die Depeschen-Schatulle des auswärtigen Amtes.

Skizze nach dem Englischen von M. Sipman,
(nach einer wahren Begebenheit).
(Schluß).

„Mr. Wilfort, Sie erinnern sich noch unsers Anerbietens, Sie nach Alexandria zu versetzen?“ sagte er.

„Gewiß, Sir,“ antwortete ich.

„Es ist eine beständige Schererei gerade mit diesem Amte gewesen,“ fuhr er fast verdrießlich fort. „Wir schickten Mr. Thorge erst vor etwa sechs Monaten hinüber, wegen seiner Gesundheit, welche ein wärmeres Klima verlangte und nun meldet uns sein Arzt, daß er keine drei Wochen mehr zu leben hat.“

Auf Mr. Hartington's Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Angst und als Mr. Dunstan inne hielt, wendete er selber sich an mich.

„Mr. Wilfort,“ sagte er, „ich habe es als eine persönliche Vergünstigung nachgesucht, daß Sie herübergeschickt werden sollen, um die Packet-Agentur zu übernehmen, damit meine Tochter Jemand zur Seite hat, der sich ihrer annehmen und ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen kann. Sie sind zwar nicht persönlich mit ihr bekannt, aber ich weiß, ich kann sie Ihnen anvertrauen.“

„Das können Sie, Mr. Hartington,“ sagte ich warm. „Ich will Alles thun, was ich kann, um Mrs. Thorge zu helfen. Wann wünschen Sie, daß ich abreise?“

Wann könnten Sie frühestens bereit sein?“ war die Gegenfrage.

„Morgen früh.“

Ich war damals noch nicht verheirathet und konnte ohne Verzug abreisen. Ich fuhr mit der Ueberlandpost durch Frankreich nach Marseille, schiffte mich nach Alexandria ein und wenige Tage, nachdem ich das erste Wort von einer neuen Bestimmung gehört hatte, betrat ich die Packetpost-Agentur. Ich fand alle Postangelegenheiten in beträchtlicher Konfusion, doch benachrichtigte man mich, daß an allen Unregelmäßigkeiten hauptsächlich die Krankheit Mr. Thorge's Schuld sei, der schon seit einer Woche von den Aerzten aufgegeben, den Tag nicht überleben werde. Ich wunderte mich nicht weiter über den Zustand der Dinge, den ich vorfand, — die Abwesenheit des Herrn hatte eben ihre gewöhnlichen Früchte getragen, — sondern nahm formell Besitz von meinem neuen Amt. Nachmittag ließ ich mich von einem der Sekretäre nach der Wohnung des unglücklichen Postvorstehers und seiner nicht weniger beklagenswerthen Frau führen. Es würde hier nicht am Platze sein, interessante Reiseerlebnisse einzuflechten, so seltsam und märchenhaft auch der Aufenthaltsort war, an den ich so unerwartet versetzt wurde. Ich habe hier Anderes zu berichten. Zuerst fiel mir auf, als ich nach Mrs. Thorge fragte, daß man mich in ein verdunkeltes, erstickend heißes Zimmer führte, das nicht nur fast aller Meubles, sondern auch aller jener kleinen Zeichen der Eleganz und eines verfeinerten Geschmacks entbehrte, welche unsere heimathlichen Wohnräume so angenehm für das Auge machen. Doch stand in einer der dunklen Ecken ein Piano, geöffnet und mit einem Notenblatt darauf. Während ich auf Mrs. Thorge's Erscheinen wartete, trat ich an das Piano, um zu sehen, was für Noten aufgeschlagen waren. Im nächsten Moment fiel mein Auge auf einen Nähkasten in rothem Maroquin, der oben auf dem Piano stand, — ja, ohne Zweifel der Arbeitskasten einer Dame, denn der Deckel war nicht fest geschlossen und einige Fäden, Seide und Wolle, hingen unordentlich aus dem Spalt heraus. In einer Art von Traum, — denn es war schwer, dem Zeugniß meiner Sinne zu trauen — trug ich den Kasten an das verdunkelte Fenster und da, deutlich vor meinen Augen, war die in das Leder gekratzte Devise, das über alle Welt verbreitete Symbol eines von einem Pfeil durchbohrten Herzens! Ich hatte die verschwundene Depeschen-Schatulle des auswärtigen Amtes in dem Wohnzimmer des Packet-Agenten zu Alexandria wiedergefunden! — — —

Ich stand einige Minuten in diesem traumartigen Gefühle da und blickte in dem schwachen düstern Lichte auf den Kasten. Es konnte nicht wahr sein! Meine Phantasie mußte mir einen Streich spielen! — — Aber der Schall eines leichten Trittes warnte mich — denn leicht wie er war, hörte ich ihn deutlich, wie er sich dem Zimmer näherte, — der Zauber war gebrochen und ich beeilte mich, die Schachtel wieder auf das Piano zu stellen und mich herabzubeugen, als wenn ich die Noten studirte, bevor die Thür geöffnet wurde. Ich hatte mich nicht unter meinem Namen bei Mrs. Thorge melden lassen, denn ich glaubte, daß dieser ihr unbekannt sei, noch konnte sie mich deutlich sehen, da ich im Schatten stand. Aber ich konnte sie sehen. Sie hatte die leichte, schmächtige Gestalt, das kindliche Gesicht und das helle Haar von Miß Anna Clinton. Schnell trat sie auf mich zu und streckte mir beide Hände in kindlich bittender Weise entgegen.

„O!“ wehklagte sie in einem Tone, der mir in das Herz schnitt, „er ist todt! Er ist eben gestorben.“

Es war jetzt keine Zeit, von der Schatulle in rothem Maroquin zu reden. Dies kleine, kindliche Wesen, das um keinen Tag älter aussah, als da ich sie zuletzt in meinem beweglichen Post-

bureau zu mitternächtlicher Stunde gesehen hatte, war eine Wittwe in fremdem Lande, weit entfernt von jedem Freunde, wenn ich es nicht war. Ich hatte ihr einen Brief von ihrem Vater mitgebracht, der sie sehr zu ergreifen schien. Die ersten mir obliegenden Pflichten waren die, für ihres Gatten Begräbniß zu sorgen, welches sofort stattfinden mußte. Drei bis vier Wochen vergingen, ehe ich, wenn ich menschlich handeln wollte, daran denken konnte, ihrer geheimnißvollen Mitschuld an dem kühnen Diebstahl nachzuspüren, der an der Regierung und dem Postamt begangen worden war und mir und einem andern Unschuldigen fast unsre Lebensstellung und mehr als das Leben selbst, unsre Ehre, gekostet hätte.

Ich sah die Depeschen-Schatulle nicht wieder. Inmitten ihres frischen und heftigen Kummers brauchte Mrs. Thorge doch die Vorsicht, sie fortzubringen, ehe ich wieder in das Zimmer geführt wurde, wo ich sie entdeckt hatte. Es kostete mich einige Mühe, einen Plan auszusinnen, wie ich sie noch ein zweites Mal zu Gesicht bekommen könnte, aber ich war entschlossen, daß Mrs. Thorge Alexandria nicht verlassen sollte, bevor sie mir völlige Aufklärung gegeben hatte. Wir warteten auf Zuschickungen und Instruktionen aus England, und in der Zwischenzeit legte sich die Heftigkeit ihres Grams, und sie gewann ein gut Theil ihrer alten Lebhaftigkeit und Lieblichkeit wieder, die mich bei unserer ersten Bekanntschaft so entzückt hatte. Als ihre Forderungen an mein Mitgefühl schwächer wurden, ward meine Neugier stärker und bemeisterte mich zuletzt. Ich trug eine gehäkelte Börse, an welcher einige Maschen schadhaft waren und ersuchte sie um diese kleine Ausbesserung, während ich darauf wartete.

„Ich will Ihrem Mädchen sagen, daß sie Ihren Arbeitskasten bringt", sagte ich, nach der Thüre gehend und die Dienerin rufend. „Ihre Herrin hat einen Nähkasten von rothem Leder," sagte ich zu der Eintretenden.

„Ja, Sir," antwortete sie.

„Wo ist er?"

„In ihrem Schlafzimmer," sagte das Mädchen.

„Mrs. Thorge wünscht, daß er hierher gebracht wird." Ich wandte mich in das Zimmer zurück. Mrs. Thorge war todtenbleich geworden, aber ihre Augen blickten trotzig und ihre Zähne waren zusammengepreßt, weil um die Lippen der Ausdruck mürrischer Widerspenstigkeit lag. Das Mädchen brachte die wohlbekannte Schatulle. Ich ging damit nach dem Sopha, wo sie saß.

„Sie erinnern sich dieses Zeichens?" fragte ich. „Ich denke, keiner von uns kann es je vergessen."

Sie gab mir keine Antwort, aber ein sehr verständnißvoller Glanz schimmerte in ihren blauen Augen.

„Nun," fuhr ich sanft fort, „ich versprach Ihrem Vater, Ihnen als Freund zur Seite zu stehen und bin nicht der Mann, ein Versprechen zu vergessen. Aber Sie müssen mir die ganze einfache Wahrheit sagen."

Ich war gezwungen, mit ihr zu rechten, und da Vernunftgründe eine Zeitlang nichts ausrichteten, sie zu drängen und in die Enge zu treiben. Ich gestehe, daß ich soweit ging, sie zu erinnern, daß es in Alexandria einen englischen Konsul gebe, den ich zuziehen könnte. Endlich öffnete sie ihre widerstrebenden Lippen und die ganze Geschichte kam heraus, untermischt mit Schluchzen und Schauern von Thränen.

Sie und Alfred hatten sich sehr geliebt, und sie waren zu arm, um zu heirathen, und Papa wollte von dergleichen nichts hören. Es fehlte ihr immer an Geld, sie wurde so knapp gehalten; man versprach ihr solch' eine Summe — eine ungeheure Summe — fünf hundert Pfund.

„Wer hat Sie bestochen?" fragte ich.

Ein ausländischer Gentleman, den sie in London getroffen hatte, Monsieur Bouvard genannt. Der Name klang französisch, aber sie war nicht sicher, daß es ein Franzose gewesen sei, der Sprache nach eher ein Pole oder Russe. Er sprach mit ihr davon, daß ihres Vaters Aufsicht ein wichtiger Postbezirk unterstellt sei und that eine große Menge Fragen. Wenige Wochen später begegnete sie ihm zufällig in ihrem eignen Wohnort, sie und Mr. Thorge; und Alfred hatte eine geheime Unterredung mit ihm, und dann kamen sie zu ihr und sagten, daß sie ihnen sehr gut helfen könnte. Sie fragten, ob sie tapfer genug sei, aus dem Eisenbahn-Postwagen einen kleinen rothen Kasten zu entfernen, der nichts als Papiere enthalte. Nach einer Weile willigte sie ein. Als sie soviel unter Gewissensbissen gebeichtet hatte, schien Mrs. Thorge Vergnügen an der Erzählung zu finden und fuhr sehr fließend fort:

„Wir brauchten Papa's Unterschrift für die Ordre und wußten nicht, wie dieselbe erlangen. Glücklicherweise hatte er einen Anfall von der Gicht und war sehr verdrießlich; und ich hatte ihm einen ganzen Haufen amtlicher Papiere vorzulesen, die er dann unter vielem Stöhnen unterschrieb. Eines der Papiere las ich zweimal vor und legte ihm nach dem zweiten Lesen statt desselben die bewußte von Alfred geschriebene Ordre zur Unterschrift vor. Ich dachte, ich sollte sterben vor Furcht, als ich die Ordre unter die andern Papiere schlüpfen ließ und ihm zuschob. Aber ich hatte es so abgepaßt, daß er gerade große Schmerzen hatte und froh war, seine Arbeit hinter sich zu haben. Dann brauchte ich den Vorwand, meine Tante in Beckby zu besuchen; aber anstatt direkt dorthin zu gehen, richteten wir es so ein, daß wir ein oder zwei Minuten früher auf der Station zu Eaton waren, ehe der Nachtzug ankam. Ich blieb draußen im Dunkeln, bis wir das Pfeifen hörten und da kam gerade der Postbote den Weg heruntergelaufen und ich folgte ihm auf dem Fuße gerade durch die „Billet-Ausgabe" hindurch und bat ihn, Ihnen die Ordre zu geben, die ich ihm in die Hand steckte. Er sah mich kaum! Ich erspähte gerade noch einen Schimmer von Monsieur Bouvard's Gesicht am Fenster des nächsten Koupees dicht an Ihrem Postwagen, als Alfred auch schon verschwunden war. Sie hatten mir versprochen, daß der Zug in Camden-town halten würde, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit nur bis dahin fesseln könnte. „Sie wissen, wie es mir gelang." Ein unterdrücktes Kichern schien den Körper der boshaften kleinen Elfe zu erschüttern.

„Aber wie brachten Sie die Schatulle bei Seite?" fragte ich. „Ich weiß gewiß, daß Sie sie nicht an Ihrem Körper verbergen konnten."

„Ach," sagte sie, „nichts war leichter. Monsieur Bouvard hatte mir Ihren Wagen beschrieben und Sie erinnern sich, ich setzte die Schatulle auf das entfernte schmale Ende des Tisches dicht bei dem Winkel, wo ich mich auf jeder Station versteckte. Dort war eine Thür mit einem Glasfenster und ich fragte, ob das Fenster offen bleiben könnte, da es mir im Wagen zu warm war. Ich glaube, Monsieur Bouvard hätte mir das Ding aus den Händen nehmen können, wenn er sich weit genug aus seinem Fenster herausgebeugt hätte, während ich damit tändelte und spielte. Aber er zog es vor, auszusteigen und mir die kostbare Beute aus der Hand zu nehmen, gerade als der Zug Watford verließ — von der unrechten Wagenseite aus, verstehen Sie? Es war die letzte Station und der Zug hielt wirklich in Camden-town. Nach Allem war die Schatulle nicht länger, als zwanzig Minuten aus Ihrem Bereich, als Sie sie vermißten. Monsieur Bouvard und ich eilten von der Station hinweg und Alfred folgte uns. Die Schatulle wurde erbrochen — das Schloß ist niemals wieder ausgebessert worden, es war ein sehr komplicirtes, ich glaube, ein Kunstwerk. Monsieur Bouvard nahm die Papiere in Besitz und übergab mir die Schatulle, nachdem er eine Rolle Banknoten hineingethan hatte. Alfred und ich wurden am nächsten Morgen in London heimlich getraut und ich kehrte zu meiner Tante zurück. Aber wir sagten Papa nichts von unserer Heirath bis drei oder vier Monate später. Das ist die Geschichte von meinem merkwürdigen Arbeitskasten in rothem Maroquin." —

Sie lächelte mit der herausfordernden Lustigkeit eines ungezogenen Kindes. Noch über einen Punkt wollte meine Neugierde befriedigt sein.

„Wußten Sie, was die Depeschen enthielten?"

„O nein!" antwortete sie, „es interessirte mich garnicht; ich habe mich nie im Geringsten um Politik bekümmert; ich verstand nichts davon und Alfred, glaube ich, nicht viel. Monsieur Bouvard sagte kein Wort; er sah nicht einmal die Papiere an, während wir dabei waren. Natürlich würde ich niemals, niemals" — sie sah mit tragisch emporgehobenen Augen und Händen nach oben — „einen eingeschriebenen Brief genommen haben; oder etwas, das Geldwerth hatte. Aber alle diese Papiere konnten ganz leicht wieder abgeschrieben werden," fügte sie mit himmlischer Unbefangenheit hinzu. „Sie müssen

mich nicht für eine Diebin halten, Mr. Wilfort; diese Papiere hatten keinen Werth."

„Sie waren Ihnen 500*) Pfund werth," sagte ich. „Sahen Sie Bouvard jemals wieder?"

„Nie," antwortete sie. „Er erzählte, daß er in sein Vaterland zurückkehre. Ich glaube nicht, daß Bouvard sein wahrer Name war."

Höchst wahrscheinlich nicht, dachte ich, aber ich sagte nichts weiter zu Mrs. Thorge. Wieder einmal war ich in eine große Schwierigkeit hinsichtlich dieser Angelegenheit verwickelt. Es war klar wie der Tag, daß ich verpflichtet war, meine Entdeckung an höchster Stelle zu melden, aber ich schrak davor zurück. Einer der Hauptschuldigen stand schon vor einem höheren Gericht, als dem der Menschen; mehrere Jahre hatten alle Spuren von Monsieur Bouvard verwischt, der Krieg war lange beendigt und das einzige Opfer der Gerechtigkeit würde diese arme kleine Thörin sein, welche von den beiden größeren Verbrechern düpirt worden war. Zuletzt kam ich zu dem Beschluß, den ganzen Hergang mit allen Einzelheiten aufzusetzen und ohne Zusatz und Commentar an Mr. Hartington einzuschicken.

Die Antwort, welche an Mrs. Thorge und mich nach Alexandria gelangte, war die Anzeige von Mr. Hartington's plötzlichem Tode an einem Herzleiden, genau an dem Tage, wo er, wie ich berechnet hatte, meine Mittheilung erhalten haben mußte. Wieder war Mrs. Thorge überwältigt von anscheinend herzbrechender Trauer und Gewissensbissen. Das ihr von ihrem Vater hinterlassene Einkommen betrug etwas weniger als 100 Pfund jährlich. Ein ebenfalls hochgestellter Post-Beamter, der der nächste Freund des Verstorbenen gewesen, war auch Testamentsvollstrecker und ich erhielt ein Schreiben von ihm, welches eine Einlage an Mrs. Thorge enthielt, des Inhalts, daß ihr in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken anempfohlen wurde, ihren Wohnort irgendwo im Auslande zu nehmen und niemals nach England zurückzukehren. Sie hatte die Idee, daß die Abgeschiedenheit und Stille eines Klosters ihr am besten zusagen würde und ich traf Anstalten, ihr den Eintritt in ein solches in Malta zu verschaffen, wo sie immer noch unter britischem Schutze stand.

Ich selbst verließ Alexandria nach der Ankunft eines andern Packet-Agenten, und bei meiner Rückkehr nach London wurde ich zu einer Privatunterredung mit Mr. Dunstan auf das Hauptpostamt beschieden. Ich hatte nicht nöthig, ihn von den hier geschilderten Verhältnissen zu unterrichten, da er von allen Papieren Mr. Hartington's Besitz ergriffen hatte. In Rücksicht seiner alten Freundschaft für den letzteren und diejenigen, welche am meisten Strafe verdienten, derselben entschlüpft waren, hielt auch er „es für das Beste," Vergangenes vergangen sein zu lassen.

Am Schlusse der Unterredung erlaubte ich mir noch eine Botschaft zu überbringen, welche Mrs. Thorge mir mit aller Emphase ihrer Eigenart anvertraut hatte.

„Mrs. Thorge wünschte, daß ich Ihnen noch auf das Eindringlichste vorstellen möchte, Sir, daß weder sie noch Mr. Thorge sich je dieses schlechten Streiches schuldig gemacht haben würden, wenn sie sich nicht so sehr geliebt und das Geld nicht so sehr nöthig gebraucht hätten," sagte ich.

„Ja, ja," versetzte er mit einem Lächeln, „es ist die alte Geschichte, das ewig Weibliche." Wenn Kleopatra's Nase ein wenig kürzer gewesen wäre, würde das Schicksal der Welt ein andres geworden sein." — —

*) 10 000 Mk.

Vom Aberglauben der Seeleute.

Von Ernst Kreowski.

Der romantische Schimmer, welcher ehedem das Seemannsleben umwob, verblaßt mehr und mehr vor den Wundern der modernen technischen Erfindungen. Sie, die alle Elemente sich dienst- und nutzbar machen, besiegten auch das Meer, nachdem die Wissenschaft die Gesetze der Ebbe und Fluth sowie anderer damit zusammenhängender Vorgänge und Erscheinungen festzustellen bemüht war. Oel und Petroleum, diese in jedem Haushalt verwendeten Naturprodukte, besänftigen den ungestümsten Wellengang des Meeres!

Wie ganz anders stellte dieses sich früher dar im Glauben der unwissenden Seefahrer und „Landratten"! Die Phantasie bevölkerte seine unerforschte Tiefe mit den furchtbarsten Ungeheuern. Lewiathane und Seeschlangen durchfurchten das Meer und rührten es auf im gewaltigen Wogenschlag. Glaubten doch selbst bedeutende Gelehrte, wie der Bischof Pontoppidan von Bergen und Montfort an das Vorhandensein des Kraken. Nach des Bischofs Angaben hielt sich das Seeungeheuer in den nordischen Gewässern auf, namentlich an den Küsten von Norwegen und Schweden. Es läge achtzig bis hundert Fuß tief unter dem Wasserspiegel und wenn es an die Oberfläche käme, was aber selten geschähe, würde auch die ruhigste See im weiten Umkreis aufgeregt. „Die Theile des Rückens, soweit sie über das Wasser hervorragen, sehen aus wie Inseln, aber sie verändern ihr Aussehen und ihre Gestalt mit jeder Bewegung des Kraken. An Gestalt gleicht dieser Polyp dem Krebs; der Rücken oder obere Theil soll bis zwei (engl.) Meilen im Umfange haben. Seine Glieder, deren das Ungeheuer viele hat, sind von furchtbarer Größe und sehen, wenn sie sich aus dem Wasser erheben, so groß aus wie die Masten der Schiffe. Auch haben sie solche Kraft, daß solches Glied kleine Schiffe fassen und unter das Wasser ziehen kann. Sein Hinabsteigen ist nicht minder grauenvoll als sein Heraufkommen, denn es verursacht solchen Wellenschlag, daß die größten Schiffe, die unglücklicherweise in der Nähe sich befinden, unmittelbar in den Strudel hinabgezogen werden, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen." Nachdem nun Pontoppidan's Angaben einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhielten durch die eidlich bestätigte Aussage einer engl. Heringsbuyse, welche das Ungeheuer im August 1774, und eines anderen Schiffes, das es am 5. August 1786 gesehen zu haben behauptete, wurde seine Existenz von den norwegischen Seefahrern kaum mehr angezweifelt und vom gemeinen Schiffsvolk schlechtweg geglaubt.

Ungleich Wunderbares begab sich über dem Wasserspiegel des Meeres selbst. Welche herrliche Poesie athmen nicht die an düsterer Tragik und Großartigkeit reichen Sagen von den Gespenster- und Todtenschiffen, die bei Tag und Nacht die Meere durchkreuzend, dem Schiffer in Sturm und Unwetter Verderben drohend nahen. Mußte nicht das „Todtenschiff", von dem die Sagen des grauesten Alterthums erzählen, grausenerregend sein, wenn es dem Seemann nahte: grinsende Todtenschädel an den Geschützpforten; blendendweiße Schädel als Zeichen in den schwarzen Segeln und Wimpeln; am Bugspriet ein Todtengerippe mit Stundenglas und Hippe als Kapitän, während der Teufel das Steuer führte? Oder eins jener Geisterschiffe, das nach altfranzösischer Sage die Seele des kühnen Karl Martell in die Feuerhölle auf Strembeli führte? Von einem andern Höllenschiff wissen die Leute an der Küste der Bretagne zu erzählen. Es fährt Verdammte zur Hölle. Die Mannschaft bedient sich gewundener Muschelschalen als Sprachrohre, durch welche sie Flüche und Verwünschungen dem Schiffer zuruft. Indessen schadet es ihm nicht, wenn er schnell ein „Ave" spricht. Grausiger noch ist die alte Sage von dem Gespensterschiffe „Libera nos!" Es hat schwarze Segel und fährt Unselige an Bord; Kapitän ist der düstere Held „Requiem" d. i. der Tod. Die Flaggeninschrift „Libera nos!" bedeutet eine Aufforderung an wüthige Schiffer, eine Seelenmesse zu lesen für die Verdammten, damit sie gerettet werden.

Es dürfte zu weit führen, alle anderen Sagen zu erwähnen. Nur soviel sei bemerkt, daß mit dem Wachsen der Seemacht der Hansa im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die erste deutsche Sage von einem Geisterschiff auftauchte. Als die Macht der Hansa zu sinken begann; als die „Westerlinge" d. h. die Holländer an die Stelle der „Osterlinge" d. h. der baltischen Seefahrer traten und im Triumphzug über alle Meere segelten: da hören wir denn zum ersten Male die Sage vom „Fliegenden Holländer". Die Scene wechselt. An die Stelle der gespenstischen Führer der Todten- und Geisterschiffe, von denen oben die Rede war, treten die berühmten Seehelden der holländischen Republik: ein van der Straaten, van der Decken, Focke rc. denn das Volk glaubt nimmer an den Tod seiner Helden; sie leben vielmehr von einem Kranz geheimnißvoller

Mythen und Sagen umgeben in seinem Gedächtniß fort. Welchen Reichthum an wechselnden Motiven bieten nicht die Sagen von Bernd Focke und von dem „Fliegenden Hispanier“, der vor der Mündung des Rio de la Plata auf- und abstürmt! Oder welche geheimnißvolle Tragik birgt nicht die Sage von den in der Solwaybucht kreuzenden Geisterschiffen: „Der Sturm wirft die Fahrzeuge alljährlich an die Klippen und sie zerschellen. Aber der Teufel kommt und schlägt mit seinem Ruder auf die Wracks: da richten sich, neu kalfatert, die Schiffe wieder auf und fahren auf die hohe See, um im nächsten Jahre wiederum an der nämlichen Stelle zu stranden.“ Genug! Alle diese mehr oder weniger unter dem Schiffsvolk verbreiteten Sagen trugen dazu bei, das Meer als etwas Geheimnißvolles zu betrachten und den Aberglauben zu nähren. Und wer konnte wohl geneigter sein zum Aberglauben als der ungebildete Seemann! Er befindet sich ja recht eigentlich im Bereich der größten Wunder, die tagtäglich in nie gekannter Großartigkeit vor sein Auge treten. Er sieht das Steigen und Fallen der Fluth, das ebenso überwältigend ist durch seine Unermeßlichkeit wie wunderbar durch seine Regelmäßigkeit. Das weite Meer zeigt ihm keine Bahn; er wäre dem Verderben preisgegeben, hätte er nicht zur treuen Pfadfinderin die Magnetnadel, welche geheimen Gesetzen gehorcht. Was Wunder, wenn er sein unbedingtes Vertrauen auf alle diese geheimnißvoll sich offenbarenden Naturkräfte setzt, wenn er auch Dingen, die geringere Bedeutung haben, Glauben schenkt? Denn wem es an Beobachtungsgabe und Nachdenken mangelt, dem sind die über das Alltägliche hinausragenden Gegenstände Räthsel und Geheimnisse.

So kommt es, daß der Seefahrer, weil er täglich allerhand körperlichen Gefahren ausgesetzt ist, die er kaum voraussehen kann, aus Gewohnheit kühn und muthig wird; zugleich aber auch der fügsamste Sklave abergläubischer Furcht sein kann. Die Gegenstände des Aberglaubens sind zahlreich. Betrachten wir zunächst diejenigen aus der Thierwelt des Meeres. In Schottland glaubt man, die gemeine Seemuschel, die oft am Schiffsboden sich festsaugt, sei eine Art Gans. Das wird sogar von dem Schriftsteller Holinshed bestätigt mit dem ernsthaften Hinzufügen, daß er selbst die Federn mindestens zwei Zoll lang aus der Muschel habe heraushängen sehen. Ein anderer Aberglaube ist der von den schwarzen Flecken an jeder Seite der Kiemen des Schellfischs, welche herrühren sollen von dem Zeigefinger und Daumen des h. Petrus, als er das Zinsgeld aus dem Maule der Fische genommen. Wenn der See-Igel, ein häßlicher Fisch, sich in den Schlamm hineinbohrt, giebt es Sturm, dasselbe geschieht, wenn man an den Muscheln Sandkörner hangen sieht. Etwas mag ja daran sein, wie es eine von jedem Angler beobachtete Thatsache ist, daß die Fische eifriger springen und beißen vor Eintritt des Regens. — Von allen Fischen ist der Haifisch dem Seevolk am meisten verhaßt. Hat man ihn auf dem Verdeck, so weidet man mit wahrer Wollust die Messer im Leib des Thieres. Der Seemann ist des Glaubens, daß wenn ein Hai das Schiff mehrere Tage hintereinander verfolge, bald Jemand sterbe.

Delphin und Meerschwein gelten nie für günstige Zeichen, wenn sie während einer Windstille erscheinen; weil man glaubt, daß sie mit dem Winde aus einer Richtung kommen. Wenn sie lebhaft springen und um das Schiff sich tummeln, sei Sturm im Anzuge; wenn sie dagegen bei Sturm und aufgeregter See einander verfolgen, soll bald ruhiges und schönes Wetter eintreten. —

Wie bei der Landbevölkerung, so spielt auch bei den Seefahrern der Mond als Wetterprophet eine wichtige Rolle. Sehen die Mondhörner und Spitzen recht scharf aus, so ist schönes Wetter zu erwarten. Liegt der Neumond aber auf dem Rücken, d. h. mit anderen Worten, wenn seine Hörner gegen den Zenith gerichtet sind, so tritt der entgegengesetzte Fall ein; desgleichen, wenn der im Schatten liegende Theil des Mondes durch denselben sichtbar wird. Der Schiffer sagt dann: der neue Mond trage den alten im Arme. Ein Dunstkreis um den Mond bedeutet Sturm und Regenwetter und der engere oder weitere Abstand des Kreises die nähere oder entferntere Zeit des Eintritts.

Im Allgemeinen wird der Sonntag als ein Glückstag angesehen. Dagegen gilt der Freitag als ein Unglückstag, an welchem nicht gern die Reise angetreten wird. Auf alle Fälle suchte man in früheren Zeiten durch fromme Spenden die Geistlichkeit für sich zu gewinnen, damit man auf deren Fürbitten vor Gefahren geschützt war. Es hängt damit wohl der löbliche Brauch zusammen, an keinem Feiertagsmorgen „die Wellen zu pflügen“; wenigstens weist darauf hin die alte Sage von Ramhout van Dam. Das war ein tapferer junger Seemann, der an der englischen oder schottischen Küste ans Land gegangen war und bis in den hellen Sonntagsmorgen hinein tanzte. Dann wollte er zu Schiff gehen; man warnte ihn; es sei ja Feiertagsmorgen, da dürfe Niemand die Wellen pflügen. Er aber erwiderte: „Doch will ich's thun und wenn es mich auch all meine Sonntage kostete!“ — Damit ging er nach dem Schiff. Er ist nie an Bord gekommen. Aber an der Stelle, wo er verschwunden, hörte man noch lange danach einen geisterhaften Nachen gehen.“

Wie nun einerseits nach dem Glauben der Seeleute die Anwesenheit von Kindern auf einem Schiff Glück bringt, ja der Besitz eines Kinderhäubchens sogar vor dem Ertrinken schützt, so meint man anderseits, daß alles Glück ein Schiff verlasse, so lange es einen Leichnam mit sich führt. Ebenso unglückbringend ist es auch, einen Scheuerlappen zu verlieren, den Wasserkübel beim Heraufziehen vom Wasser fallen zu lassen, oder eine Katze, sei es auf welche Weise, zu tödten. Manche Seeleute lassen auch ein Tau über Bord hängen, weil sie glauben, daß ihre Lieben von der Heimath sich daran festhängen und solcherweise das Schiff heimwärts ziehen hülfen.

Daß übrigens der Aberglaube schon oft von Nutzen gewesen, beweist Folgendes: Als in einer schrecklichen Sturmnacht des Jahres 1858 fünfhundert Passagiere des Dampfers „Central-Amerika“ mit den Wellen kämpften, führte ihnen ein althergebrachter Aberglaube die norwegische Barke „Helene“ zu, deren braver Mannschaft es denn auch gelang, einen großen Theil der noch lebenden Schiffbrüchigen zu retten. Doch hören wir, was den Kapitän nach dessen eigener Schilderung an den Schauplatz der Verzweiflung führte: „Einige Zeit vorher, ehe ich Sie sah oder hörte, setzte der Wind um und ich änderte meinen Kurs ein klein wenig, so daß ich mich aus der Gegend des mir damals unbekannten Schiffbruchs entfernte. Unmittelbar darauf, als ich den Kurs geändert hatte, flog ein kleiner Vogel zweimal quer über das Schiff und dann mir gerade nach dem Gesicht. Ich achtete wenig oder gar nicht darauf. Der Vogel flog um das Schiff herum und wieder nach meinem Gesichte. Diesmal fing ich an, die Sache doch für etwas ungewöhnliches zu halten. Während ich noch darüber nachdachte und mit mir nicht einig werden konnte, ob ich auf den gefiederten Mahner achten sollte, erschien er zum dritten Male und wiederholte sein seltsames Verhalten, indem er mir gerade gegen das Gesicht flog. Ich ließ nun sofort dem Schiffe den ursprünglichen Kurs wieder geben und sehr bald hörten wir Stimmen aus dem Wasser um uns her. Es waren die Hilferufe der Unglücklichen, die mit den Wogen rangen.“

Häufig freilich kommen Ereignisse vor, welche den Aberglauben des Seemannes zu nähren geeignet sind. In Folge von Luftspiegelungen sieht man oft Schiffe auf dem Meere, die scheinbar in den Wolken schwimmen. Und auf Isle de France wird von Leuten erzählt, welche das Erscheinen eines Schiffs lange bevor es in den gewöhnlichen Gesichtskreis trat, voraussagen konnten. Da die Luft dortselbst wegen ihres stark elektrischen Zustandes leuchtet und demzufolge von den Seeleuten „Madagaskar-Blitze“ genannt wird, ist es immerhin erklärlich, daß das Bild von einem fern kreuzenden Schiffe sich in den Wolken spiegelte und so gesehen wurde.

Ein anderer Fall: „An einem windstillen, sonnigen Tage schwamm ein Schiff über das Meer, hunderte von Meilen fern von irgend einem Lande und ohne nach irgend einer Richtung hin ein anderes Segel zu sehen, als die Aufmerksamkeit der Mannschaft plötzlich durch deutliche und laute Glockentöne gefesselt wurde. Alle staunten und Vielen lief es in abergläubischer Furcht kalt über den Rücken. Mehrere stiegen in das Takelwerk hinauf, so hoch als möglich, aber sie konnten auch von da aus Nichts sehen als die in sanften Wellen sich leise bewegende See und darüber den klaren blauen Himmel. Woher also der Glockenton? Nach der gewöhnlichen Art der Fortpflanzung des Schalls konnte keine Glocke aus der Ferne gehört werden, in die man sah; aber die Glockentöne läuteten fort und fort und in den Zügen Aller auf dem Schiffe malte sich Angst und Entsetzen. Sie glaubten, das Sterbeglöcklein läutete für sie und mancher wetterharte Matrose wurde todtenbleich.“

Das Räthsel erklärte sich sehr leicht. Man begegnete anderen Tages einem Schiffe; auf Befragen ergab es sich, daß die Mannschaft desselben zur Unterhaltung die Glocke gerade in jener Stunde sehr stark geläutet hatte. Den akustischen Gesetzen zufolge hatten die Wolken den Klang reflektirt.

So offenbart sich dem nach Ursache und Wirkung Forschenden Alles, was dem Unwissenden als übernatürliches Wunder erscheint, in seiner einfach gesetzmäßigen Natürlichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.